



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Von Zeit zu Zeit tauchen Bücher von namenlosen Verfassern auf, die infolge irgend eines Gerüchts im Publikum, infolge mündlicher Vorempfehlung den Vorzug genießen, selbst von deutschen Sortimentsbuchhändlern mit freundlichen Blicken begrüßt zu werden, als die Herren sonst für Werke neuer Autoren übrig zu haben pflegen. Diese Vorempfehlung ist wie der Wind, man weiß nicht, „von wannen sie kommt,“ aber sie pflegt in der Regel nicht ohne guten Grund zu sein, sie ist, da sie aus Kreisen des Publikums stammt, unter allen Umständen zuverlässiger und wertvoller, als die Trompetensignale, mit denen die litterarischen Cliques neue Leistungen ihrer einzelnen Mitglieder in einem halben oder ganzen Duzend von Zeitungen anzukündigen pflegen. In den meisten Fällen läßt sich auch sofort erkennen, welche Eigenschaft eines neuen poetischen oder historischen Werkes ihm eine günstige Stimmung bei den ersten Lesern erweckt hat. Bei dem neuesten Fall dieser Art, bei den Geschichten und Bildern aus dem Leben eines deutsch-böhmischen Emigrantengeschlechts von August Sperl, die unter dem Titel *Die Fahrt nach der alten Urkunde* (München, C. F. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1893) vor kurzem erschienen sind, ergiebt sich sofort, daß es religiös gestimmte, ernst protestantisch gesinnte Kreise sind, von denen die warme Empfehlung der neuen Erscheinung ausgegangen ist. Es werden nämlich im Verlauf dieser Geschichten die Schicksale eines deutschen Geschlechts vorgeführt, das in den Tagen der Hussiten, also im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts, aus Böhmen um seines Festhaltens an der alten Kirche und Lehre willen vertrieben worden ist, im deutschen Reiche aber sich ein Jahrhundert später der Reformation angeschlossen hat. Die Kerbern waren ein altes Freiherrngeschlecht, sind aber im Laufe der Jahrhunderte in die bürgerliche Mittelschicht der deutschen Landschaft herabgestiegen, in der sie Zuflucht gefunden hatten. Als diese Landschaft läßt sich ungefähr die Oberpfalz erkennen. Von ihr aus hat sich dann das Geschlecht weithin verbreitet, und seine im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts lebenden Vertreter haben mannhaft der an sie herantretenden Versuchung widerstanden, um den Preis eines Glaubenswechsels die böhmische Heimat, die alten Familiengüter und die Freiherrnkrone zurückzugewinnen. Denn die Nachkömmlinge derer, die, um ihren Katholizismus zu bewahren, aus Böhmen flohen, sind so feste Protestanten geworden, daß sie lieber jedes Leid auf sich nehmen, als von dem neuen Glauben lassen wollen. Um fernerer Versuchung enthoben zu sein, die doch einmal an ein schwächeres Gemüt herantreten könne, beschließen die um 1720 lebenden Kerbern an dem Sterbebett ihres Hauptes, eines ehrwürdigen fränkischen Pfarrers, alle in ihren Händen befindlichen, auf ihre Abstammung und ihren ehemaligen Besitz bezüglichen Urkunden zu verbrennen. Da sie nichts behalten als einen Stammbaum ohne Beweiskraft, so ist es ein für allemal entschieden, daß sie sich des alten Zusammenhangs mit dem böhmischen Freiherrngeschlecht erfreuen, aber keine Ansprüche auf die Güter mehr erheben können. So kommts, daß die Kerbern des neunzehnten Jahrhunderts, die sich für die alten Geschichten des Geschlechts interessieren, eine Reihe von Wanderungen und Ferienreisen antreten müssen, um in Schlössern und Hütten etwas von den wechselnden frühern und spätern Schicksalen der weitverzweigten Familie zu erfahren. Und was ihnen dabei offenbar wird, das führt in seltsamer Folge bald bis zur Gegenwart heran, bald in die düstern Tage des dreißigjährigen Krieges

und seiner Gegenreformationen zurück. Wenn unser Bericht von dem Inhalte der Geschichten ein wenig kraus und wirr klingt, so entspricht er genau dem Eindruck, den die Komposition des Buches hinterläßt. Die Geschichten der Kerbern bewegen sich vorwärts und rückwärts, die Gestalten treten bald mit einer gewissen Deutlichkeit, bald nur schattenhaft aus dem Nebel der Vergangenheit hervor, wie es dem Endergebnis der „Fahrt nach der Urkunde“ entspricht: „Wir waren ausgezogen, ein altes Pergament zu suchen, und das hatten wir nicht gefunden. Wir waren ausgezogen, den Ursprung unsers Geschlechts klarzulegen — wir hatten die Brücke nicht zu finden vermocht, auf der es in die Fremde herübergekommen war. Als wir auf die Fahrt nach der alten Urkunde gegangen waren, da hatte auch ich an der Vergangenheit meines Geschlechts nur das weiche Moos, nur die grüne Patina, nur den blauglänzenden Duft gesehn, und alles war mir so prächtig, so kraftvoll erschienen, weil es so weit zurücklag. Jetzt kamen wir heim, und ich hatte unter dem Moos das raue Gestein, unter der Patina das harte Erz, unter den Blumen die Verwesung geschaut. Stolz auf mein Geschlecht, auf meine Ahnen, meinen Uradel war ich ausgezogen. Großes hatte ich gesucht — da fand ich die Wahrheit: Es hat niemals eine gute, alte Zeit gegeben, immer war das Leben des Menschen eine harte, sorgenge tränkte Arbeit. Das ist es heute, das wird es bleiben bis zur Schwelle der Ewigkeit. Es ist immerfort Kampf auf Erden, den alle kämpfen müssen, reich und arm, hoch und niedrig, jung und alt, und der Kampf ist ein Stück der weisen Weltordnung selber. Alle Menschen müssen den Kampf kämpfen, es ist nur darin ein Unterschied, ob sie als Herren oder als Knechte, als Edle oder als Unfreie in diesem Kampfe stehen; denn zwei Richtungen unterscheiden sich scharf von einander auf Erden, aus der Tiefe in die Höhe, das ist die eine. Und die sie suchen, sind die Edeln. Von Tiefe zu Tiefe, das ist die andre. Und so gehen die Wege der Aebeln, der Unfreien, der Knechte. Der furchtlose Blick ins Leben, auch wenn am Himmel die schweren Wolken hängen; die innere Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde; die Wahrhaftigkeit der Rede, die Lauterkeit des Herzens — das sind Herrentugenden. Sieh um dich, du findest sie da und dort, bald unter dem feinen Rocke, bald unter dem groben Wams, bald auf einem Thron, bald in einer Hütte. Aber sie sind selten zu finden, denn der Knechtsseelen giebt es tausendmal mehr als der Herrenherzen.“

Diese der „Summa Summarum“ des Buches entnommenen Worte deuten auch den ethischen Grundton an, der die „Fahrt nach der Urkunde“ durchklingt. Ein festes Gottvertrauen, das im ererbten Glauben der Voreltern den klaren Stern über allen dunkeln Erdenwegen erkennt, das aber jedenfalls auch im Andersgläubigen die Sehnsucht nach dem Göttlichen und die fromme Ehrfurcht vor dem Unersforschlichen zu erkennen wissen wird, erhellt diese Geschichten. Die Teilnahme und die Mitempfindung des Verfassers wenden sich nur solchen Erscheinungen des Lebens zu, auf die ein Abglaß des Lichtes fällt, das seine eigne Seele erfüllt. Gleichviel, ob er ein einfaches Genrebild malt, wie „Der Grabstein in der Mühle“ eins ist, ob er modernes Elend und moderne Verirrungen schildert, wie in den Geschichten „Über fünf Treppen“ und „Karriere,“ oder ob er Schicksale darstellt, die an die geschichtlichen Voraussetzungen verfloßener Tage gebunden sind, wie in den Erzählungen „Der Eisenhammer“ und „Was in der alten Chronik zu lesen war“ — überall tritt er für die Lebensanschauung ein, die im Eingang und Schluß des Buches zu Worte, in den einzelnen Geschichten und Bildern zu stiller Wirkung kommt. Der Verfasser erkennt bei allen Vorgängen und Schicksalswechseln den Finger Gottes; über den Geschichten des Geschlechts Kerbern, deren Verlauf

und Zusammenhang gleichsam im Schatten bleibt, aus dem nur einzelne Gestalten und Situationen deutlicher hervortreten, liegt der Hauch der Zuversicht, daß die Gotteskindschaft aus allen Fährlichkeiten und Prüfungen des Erdenlebens siegreich hinausführe. Diese Zuversicht verleiht den Erfindungen und Schilderungen des Verfassers eine gewisse Kraft und den bunten, wechselvollen Geschichten eine Art Einheit.

Nach der ästhetischen Seite hin läßt das Buch freilich mehr zu wünschen übrig. Die Gestaltungskraft und Schilderungsgabe Sperks geht zunächst über ein frisches Skizzirtalent nicht hinaus. In voller Lebendigkeit und Deutlichkeit treten uns nur einige idyllische Schilderungen, einige feine Naturbilder entgegen, nur ein- und das andremal vergönnt uns der Verfasser einen tieferen und überzeugenderen Blick in das Seelenleben seiner Gestalten, so in der Erzählung „Karriere,“ bei der ergreifenden Schilderung der Nacht, in der der Karrieremacher seinen Knaben in den Tod getrieben zu haben glaubt, so in der Schlußgeschichte des Buches, bei der Darstellung der gewaltsamen Bekehrung des alten Richters und seiner Seelenkämpfe. Die meisten Partien enthalten nichts, was mit dem Leben und der Wirklichkeit im Widerspruch stünde, aber wir müssen die Dinge auf Treu und Glauben hinnehmen, in den historischen Erzählungen fehlt der lebendige Hauch der Zeit, fehlt zu den Umrissen die Ausführung, die unentbehrliche Farbe der Periode, an die wir denken sollen. In der Geschichte „Der Eisenhammer“ wäre es z. B. geradezu geboten gewesen, die verhängnisvolle Gnade und Ungnade eines absoluten Kleinstaatsherrschers des achtzehnten Jahrhunderts mit voller Treue und den charakteristischen Einzelheiten der bösen alten Zeit darzustellen. In der Geschichte des Obersten und seiner Söhne („Das Schloß in der Mark“) liegt der Keim zu einer ergreifenden Erzählung, aber doch eben nur der Keim. Der Verfasser glaube nicht, daß die Knappheit und Kürze der Darstellung diese Art der Belebung ausschliesse. Es giebt Novellen von H. W. Kiehl, von W. Raabe und andern, in denen die schwere Aufgabe, in der Erfindung und Ausführung einer kurzen Geschichte aus der Vergangenheit doch auch die Farbe und den Duft der Zeit wiederzugeben, mit großer Meisterschaft gelöst ist. Das läßt sich der „Fahrt nach der alten Urkunde“ nicht nachrühmen; die Phantasie des Lesers und das, was er etwa von den Zeiten und Stellen weiß, in denen sich die Geschehnisse des Geschlechts der Kerdern abspielen, müssen hier vielfach ergänzend eintreten. Die Lyrik in diesen Erzählungen (Lyrik im weitesten Sinne genommen, alles, was Empfindung, Stimmung, Gedankenleben ist, alles bis zum Naturbild herab) überragt die epische Gestaltungskraft und Erzählungskunst bei weitem. Ob der Verfasser in dem gleichen Geiste, aber mit höhern Ansprüchen an den künstlerischen Wert seiner Gebilde in spätern und größern Schöpfungen ein ausgiebiges Talent bewähren wird, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Unmöglich wäre es ja nicht, und erfreulich würde es unter allen Umständen sein. Einstweilen wird es keinen ernstern Leser reuen, dieses Buch zur Hand genommen zu haben.

Frankreich, Rußland und der Dreißund. Geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart von H. Heinrich Geßten. Berlin, Richard Wilhelm, 1893

Der Verfasser will nachweisen, daß die beiden Mächte im Westen und Osten unsers Vaterlandes niemals zu einem dauernden Bündnis hätten gelangen können, und den Schluß daraus gezogen wissen, daß sie auch fortan nicht dazu imstande sein würden. Er greift zu diesem Zweck bis auf Peter den Großen zurück, wird ausführlich, nachdem er in die Zeit Alexanders I., und redselig, nachdem er in

die des Herrn Geffken gelangt ist. Das früher von ihm erzählte thörichte Geschichtchen von der Abstammung der Kaiserin Katharina hat er diesmal, durch H. von Sybel gründlich zurechtgewiesen (*Historische Zeitschrift* 1893, S. 233), glücklicherweise unterdrückt. Vielleicht wird er sich bei einer neuen Gelegenheit auch über die Zeit Alexanders I. ein wenig besser umthun. So ist z. B. das geheime französisch-russische Offensiv- und Defensivbündnis vom Jahre 1807 nicht erst von Tatitscheff, sondern schon drei Jahre früher, 1888, von Journier im zweiten Bande seines „Napoleon“ veröffentlicht worden; so ist die Behauptung, Alexander habe 1811 alle Aufforderungen Friedrich Wilhelms und seiner Generale zu einem Schutz- und Trugbündnis abgelehnt, völlig aus der Luft gegriffen: bei dem von ihm selbst an einer andern Stelle angeführten Martens hätte Geffken den Text der russisch-preussischen Militärkonvention vom 17. Oktober 1811 finden, in Dumckers Schrift über Preußen und die französische Okkupation und in Lehmanns Buch über Scharnhorst sich Auskunft holen können. Aber für ihn sind die deutschen Historiker nicht vorhanden, zumal der arge Sybel nicht; vergeblich sucht man seinen Namen auf den Seiten, die die Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre behandeln. Um so öfter findet man den Namen des Verfassers, seiner Schriftchen, seiner „Komnaissancen.“ S. 77: „König Leopold I. behielt Recht, als er mir bereits Anfang Juli 1863 sagte“ u. s. w. und (S. 153): „schon Cavour hatte Preußen als den natürlichen Verbündeten Italiens betrachtet und beklagte in einer Unterhaltung, die der Verfasser mit demselben (!) hatte“ u. s. w. und (S. 167): „wenn der Zar bei der Begegnung mit Kaiser Wilhelm in Kiel demselben (!) versicherte, er werde nie den Degen ziehen, um Frankreich zur Rückgewinnung Elsaß-Lothringens zu helfen, so hat er nur dem Gedanken Ausdruck gegeben, den Fürst Gortschakow dem Verfasser 1875 in Baden-Baden mit den Worten äußerte“ u. s. w. Man sieht, Herr Geffken hat mit manchem hohen Herrn sprechen dürfen, und das darf uns beileibe nicht vorenthalten bleiben. Wäre nur nicht das meiste, was er uns mit wichtiger Miene ausplaudert, so gar belanglos!

Das beste an der Schrift sind die Abschnitte über die Vorgänge und Verhältnisse im Orient. Ihr Stil ist flüchtig und fehlerhaft, die Art, wie dem alten Reichskanzler bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ein Stich versetzt wird, höchst unerquicklich.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Zweiter Teil: Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand, 1893

Der erste Teil dieses Werkes, der in Presse und Publikum bereits die verdiente Beachtung und Anerkennung gefunden hat, ist der philosophischen Seite des Gegenstandes gewidmet und stellt den Wechsel der Weltanschauungen dar. Der vorliegende zweite enthält einen Überblick über die gleichzeitigen Ereignisse und den Wandel der politischen Anschauungen und zeigt, wie beide Lebensgebiete, das philosophische und das politische, in gegenseitiger Abhängigkeit von einander eins auf das andre eingewirkt haben. Der Verfasser deckt dabei überraschende Zusammenhänge auf, namentlich auch in Beziehung auf die Judenfrage, die er sehr gründlich untersucht. Zwar beschränkt sich diese nicht auf die Frage, wie es komme, daß die Juden heutzutage eine so hervorragende Rolle spielen, aber gerade diese Frage drängt sich doch zunächst auf, und sie wird hier sehr einfach mit der Bemerkung beantwortet: „War Verkehr und Verkehrsfreiheit einmal die große Lösung des Tages geworden, so ergab sich die Erhebung der Verkehrspriester in die erste

gesellschaftliche Rangklasse, ihre steigende Bedeutung auf allen Gebieten als eine unvermeidliche logische Notwendigkeit.“

Bei dieser Gelegenheit möchten wir nochmals auf ein vorm Jahre in demselben Verlag erschienenen Buch desselben Verfassers hinweisen, das die gebührende Beachtung bis jetzt noch nicht gefunden hat, und das auch die Grenzboten nur in einer Anmerkung einmal erwähnt haben: Grundriß einer einheitlichen Trieblehre. Wir kennen keine Begründung der Moral, die uns so vollständig befriedigte, wie diese Trieblehre. Kant hat durch die Auscheidung des Eudämonismus aus der Moral die Ethiker vor die Wahl gestellt, ob sie eine völlig unfruchtbare und wirkungslose Moral lehren wollen, an deren Wahrheit niemand glaubt — denn Menschen, deren Handeln nicht durch den Glückseligkeitsdrang bestimmt würde, giebt's nicht in der Welt —, oder ob sie auf wirkliche Moral verzichten und ihre Schüler mit einer utilitarischen Scheinmoral abspesen wollen. Auch ein dritter, heute sehr beliebter Weg: die Moralität nach den Gesetzen der Entwicklungslehre durch die fortschreitende Ausbildung und Verfeinerung der Gesellschaft entstehen zu lassen, führt nicht zum Ziele, denn was auf diesem Wege entsteht, das sind Sitten und Gewohnheiten, das ist die Dressur, aber es ist nicht das Gewissen, dieser Kern wahrer Moralität. Vorausgesetzt wird, daß es, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Menschen ein wirkliches Gewissen gebe, nicht bloß jene Angst vor Prügelein oder vor gesellschaftlicher Achtung, die oft damit verwechselt wird. Der bleibende Gewinn, den die Ethik Kant verdankt, ist die philosophische Bestätigung der christlichen Lehre, daß das sittlich Gute nur in der Gesinnung, im guten Willen gesucht werden darf. Aufgabe der Ethik ist also nach Duboc, „den Eudämonismus klar und scharf vom Utilitarismus zu trennen und ihn dadurch haltbar zu machen, den kategorischen Imperativ auf die Lust zu gründen, Kant festzuhalten, aber ihn bereichernd zu erneuern.“ Das Hauptergebnis der Untersuchung besteht in folgendem. Alles Handeln des Menschen geht aus Trieben hervor. Die Bethätigung dieser Triebe, die zugleich seine Anlagen sind, erregt ihm Lust, ihre Hemmung Unlust. Durch das hinzutretende Bewußtsein wird der Trieb zum Willen erhoben. Was der Mensch am stärksten will, das ist die Behauptung seines eigentlichen innersten Wesens, seiner Persönlichkeit. Der darauf gerichtete Wille ist sein Gewissen. Bringt der Mensch seiner Pflicht, deren Erfüllung Bedingung für die Erhaltung der Persönlichkeit ist, Genüsse oder selbst auch Gesundheit und Leben zum Opfer, so liegt darin kein Widerspruch gegen das allgemein gültige Lebensgesetz, daß der Mensch immer und unter allen Umständen den Schmerz fliehen muß, denn er wählt in diesem Falle Schmerzen nur zu dem Zweck, dem höchsten Schmerze des geistigen Selbstmordes zu entgehen. Die Musterung der einzelnen Triebe enthält eine Fülle feiner und tief eindringender psychologischer Beobachtungen und anziehender Betrachtungen. So wird z. B. bei Erörterung des Ehrtriebs dessen Zerrbild in Sudermanns „Ehre“ kritisch vernichtet, in dem Kapitel über die geschlechtliche Liebe die Stellung Schleiermachers zu Schlegels Lucinde und die Katastrophe von Meyering gewürdigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig